

Wolfgang D. Melzer

Refugium

Roman

fortfolgendes 2023

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at
<http://dnb.d-nb.de>.

Handlungen und Figuren dieses Romans sind frei erfunden. Etwaige
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN 978-3-95908-383-6

© 2023 fortfolgendes

ist ein Imprint der THELEM Universitätsverlag und Buchhandlung
GmbH & Co. KG

Dresden und München

www.thelem.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Gesamtherstellung: THELEM

Umschlaggestaltung: Viktor Hoffmann (THELEM)

Made in Germany

Kapitel 1

Vorspiel im Labor

Der gläserne Kubus des Institutes für Neuronetische Technologien schimmerte mystisch blau in die Dämmerung. Lediglich aus drei Fenstern im zweiten Stock drang weißes Licht in dünnen Linien durch die Ritzen der Jalousien nach außen. Im Raum 214 blickten der Neuroniker Zwerch und der Bionetiker Bassur schweigend auf eine rundliche Frau unbestimmten Alters hinab, die mit geschlossenen Augen auf einem mit weißem Kunstleder bezogenen Stahlgestell mehr lag als saß. Sie waren allein im Haus. Die anderen Mitarbeiter des Instituts hatten das Gebäude längst verlassen und der Sicherheitsdienst würde erst in zwanzig Minuten durch die Korridore patrouillieren, die Sicherheitsprotokolle an den Labortüren auslesen, die Sperren zu den Serverräumen checken und an Bürotüren rütteln. Jetzt war alles still, fast konnte man die Männer atmen hören. Seit Tagen hatten sie diesen Abend vorbereitet. Es ging um viel: Morgen sollten sie dem Beirat des Instituts Greta präsentieren, das Ergebnis ihrer Forschungen. Danach würde sich zeigen, ob man ihnen die Mittel bewilligte, um Zwerchs Körperlichkeitsthese des Turing-Tests detaillierter auszuarbeiten. Diese These besagte, eine künstliche Intelligenz würde von einem neutralen Beobachter umso leichter als echte Intelligenz akzeptiert, je mehr ihr Träger einem Menschen auch äußerlich ähnelte. Die meisten der Fachkollegen hielten das für lächerlich. Was Silikonlippen und falsche Haare mit Intelligenz zu tun hätten, fragten sie süffisant. In ihren Augen war Pummelchen, wie sie Greta nannten, eine anthropomorphisierende Spinnerei und komplett überflüssig. Zwerch und Bassur kämpften also nicht nur um Forschungsgelder, sondern auch um ihre Reputation bei

den Kollegen im Institut. Sie wollten nichts dem Zufall überlassen. Deswegen der Probelauf heute Abend.

Lange hatten sie sich nach einem geeigneten Testpartner für Greta umgesehen, denn einer Konversation mit einem Beiratsmitglied war Greta noch nicht gewachsen, da gaben sich die beiden Forscher keinen Illusionen hin. Sie wollten für den Anfang die Messlatte nicht unvernünftig hoch legen. Aus dem gleichen Grund kamen in diesem Fall auch Kollegen aus dem Institut nicht in Frage, denn die waren allesamt blitzgescheite und nüchterne Denker, und manchem von ihnen wäre es eine Genugtuung, dem Pummelchen eine Falle zu stellen. Daran konnte Greta leicht scheitern und dann wäre es Essig mit dem Geld. Also hatten sie eine Person mit mäßigem Verstand und einer gewissen Naivität gesucht.

Die Wahl war letztlich auf Viktor gefallen, einen Mitarbeiter von SecureCity, dem Sicherheitsdienst des Instituts. Vor Tagen hatte Zwerch zufällig ein paar Worte mit dem Mann gewechselt und sofort gespürt: Dies war der ideale Kandidat für den Test. Weder war er besonders sprachgewandt, noch übermäßig intelligent oder gebildet. Noch zeigte er Anzeichen eines störenden Ehrgeizes. Bassur hatte sich ganz auf Zwerchs Urteil verlassen und zugestimmt, es mit Viktor zu versuchen.

Im Moment warteten sie darauf, dass Viktor zu ihnen stieß, dann konnte der Probelauf beginnen.

»Noch zehn Minuten«, sagte der hochgewachsene Zwerch mit Blick auf die Uhr an der Stirnseite des Labors, »sollen wir sie booten, was meinst du?«

Bassur signalisierte Zustimmung und Zwerch startete die Sequenz. Routiniert tippte er Befehle ein, berührte zwei, drei Softkeys auf dem Monitor und schon war die Aufweckprozedur im Gange. Wenig später legte er der Erwachenden die Hand auf die Schulter: »Greta, es ist so weit.« Während Greta die Augen öffnete, klopfte es an der Tür. Im Rahmen stand ein kräftiger mit-

telgroßer Mann mit einem etwas gewöhnlichen Gesicht. Er trug kurz geschorenes Haar, seine Stirn wölbte sich nach vorn, der Mund war schmal, das Kinn rundlich. Man könnte ihn für einen Russen halten, fand Bassur.

»Darf ich ...?« fragte der Ankömmling vorsichtig. Der Respekt vor der unverständlichen Welt der Wissenschaftler drang ihm förmlich

aus jeder Pore. Sie hatten ihm nicht im Detail gesagt, was ihn erwartete, lediglich, dass er jemanden kennenlernen würde und alles Übrige sich ergeben sollte.

»Kommen Sie herein, Viktor!« sagte Zwerch leutselig, »wir sind gleich so weit. – Das ist übrigens mein Kollege Bassur, von dem ich Ihnen erzählt hatte.«

»Guten Tag!« Viktor neigte den Kopf.

Inzwischen hatte Greta sich aus ihrem Liegestuhl erhoben und gesellte sich zu ihnen. Zwerch, der, seit er sie geweckt hatte, ein Auge auf sie hatte, bemerkte sie zuerst. »Und da ist ja auch unsere Greta«, sagte er mit dem verhaltenen Stolz, mit dem Väter ihre gut geratenen Töchter vorstellen.

»Greta, das ist Viktor.« – »Viktor: Greta!« machte er die beiden mit einander bekannt.

»Hallo, wie geht's«, sagte Viktor verlegen.

»Ganz gut, soweit«, Greta lächelte.

Viktor schwieg; blickte ratlos zu Zwerch. Dieser nickte ihm immer wieder aufmunternd zu, bis er neuen Mut fasste.

»Hab dich noch nie gesehen; biste nich von hier?«

»Doch, bin ich; hatte nur immer Tagschicht. Mit den beiden da«, sie zeigte auf Zwerch und Bassur.

»Ah, so!«

Unter dem Vorwand, einen Kollegen treffen zu müssen, ließen die Wissenschaftler die beiden allein und wechselten in einen Raum neben dem Labor, wo sie hinter einem Einwegspiegel den Gang des Gespräches beobachteten konnten.

»Und du? Was machst du hier?« wollte Greta wissen und wischte eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Aufpassen«, antwortete Viktor.

»Worauf?« Greta neigte den Kopf zur Seite und lächelt ihn an.

»Auf alles.«

»Aha! – Und wie machst du das?«

»Na, ich gehe hier rum und gucke, ob alles in Ordnung ist.«

»Hast du auch eine Waffe?«

»Nee, aber die hier«, Viktor hob seine lange Taschenlampe wie einen Stock in die Höhe. – »Und, n Walkie-Talkie.«

»Und du hast die Schlüssel zu allen Laboren?«

»Klar«, Viktor straffte sich, »für den Notfall!«

»Das ist gut zu wissen«, wieder lächelte Greta, »da fühle ich mich doch echt beschützt.«

»Ich tue mein Bestes!« Viktor reckte die Brust heraus, stand da wie die Verlässlichkeit in Person.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche«, mischte Zwerch sich von der Tür her wieder in das Gespräch, »aber Sie müssen weiter, mein Lieber, und wir drei haben auch noch zu tun.«

»Ja, stimmt«, meinte Viktor. Und zu Greta gewandt: »Na, auf Wiedersehen, meine Liebe!«

»Auf Wiedersehen, mein starker Beschützer!«

Kaum war Viktor aus der Tür und Greta mithilfe des Steuerrechners in den Schlafmodus zurückversetzt, klopfen sich Bassur und Zwerch gegenseitig auf die Schultern. Durchschlagender hätte ihr Erfolg gar nicht ausfallen können. Mit einem minimalen Aufwand an kognitiven Algorithmen hatte Greta völlig überzeugt. Und dies eben nicht nur

mit Grips, das sogar eher weniger, sondern zum größeren Teil mit Körperlichkeit, das war nicht zu übersehen gewesen. Kein einziges Mal hatte Viktor auch nur gestutzt. Kein Hauch von Misstrauen

auf seiner Seite. Kein Zeichen von Skepsis, umso mehr Signale der Bewunderung. Es war wunderbar. In ihrem Hochgefühl köpften sie sogar eine Flasche Sekt, um den Triumph zu feiern, der am nächsten Tag nur zu einem vollkommenen Sieg über alle Lästermäuler des Instituts führen konnte und zu sprudelnden Fördergeldern für ihre Forschung.

Zeit, Feierabend zu machen. Die Präsentation war für morgen Vormittag angesetzt und sie wollten ausgeruht erscheinen. Sie fuhren alle Geräte herunter und schalteten Gretas Energiezufuhr vollständig ab. Bassur knipste das Licht aus und verriegelte das elektronische Schloss der Labortür von außen. Vor dem Portal des jetzt gleichmäßig blau schimmernden Institutes stießen sie wie zwei verschworene Jungs aus dem Ghetto die Fäuste gegeneinander und gingen ihrer Wege. Zwerch wollte trotz der späten Stunde noch eine Runde joggen. Bassur schlug den direkten Weg nach Hause ein, um zur Feier des Tages Pornos zu gucken.

Am nächsten Morgen führte sie ihr erster Gang zu Greta. Noch in den Mänteln liefen sie hinüber ins Labor, um sich zu versichern, dass ihr wichtigstes Argument über Nacht keinen Schaden genommen hatte. Schon von der Tür aus gewahrten sie das Entsetzliche: Greta saß nicht in ihrem Stuhl. Fassungslos durchsuchten sie das Labor, krochen in alle Ecken. Rissen Schranktüren auf. Prüften hektisch die Protokolle in den Rechnern, fahndeten nach erklärenden Fehlermeldungen. Nichts. Irgendwann gaben sie auf. Krumm, mit leeren Gesichtern, saßen sie auf hölzernen Laborklappen, vor den Augen ein graues Vakuum. In einer Stunde sollten sie vor dem Beirat stehen.

Das Telefon schrillte. Jeder Ton trieb ihnen einen spitzen Schmerz in die Seele; so tief, dass er das Leben selbst berührte. Auch das noch! Jetzt nicht! Ruhe! Aber das Gebimmel nahm kein Ende. Widerstrebend mühte Bassur sich auf die Beine.

»Ja?« krächzte er in den Apparat.

Der Anruf kam von SecureCity: Ob Viktor bei ihnen sei.

Bassur schnauzte grob, sie hätten hier gerade andere Probleme. Viktors Dienst beginne erst in einer halben Stunde, soviel er wisse.

Der Mann in der Leitung wurde laut.

»Rede dich nicht heraus!« brüllte er. »Was habt ihr mit unserem Androiden gemacht?!«

»Mit wem?« Bassur stellte das Telefon laut und bedeutete Zwerch mitzuhören.

»Stell dich nicht blöd, mit Viktor natürlich! Der war heute früh ganz kurz bei uns in der Basis und ist seitdem verschwunden.«

»Viktor ist ein Android?!« Entgeistert sah Bassur seinen Kollegen an. Der zuckte nur die Achseln.

»Wenn ich es sage.« Der Mann am anderen Ende hatte sich etwas beruhigt.

»Nach der Pandemie haben wir den bei den Russen gekauft. Braucht kaum Strom, steckt sich nicht an, ist sympathisch.«

»Wir hatten ja keine Ahnung.« Bassur tastete nach etwas Stabilem.

»Wir reden auch nicht groß darüber. Wenn unsere Kunden das spitz kriegen, dann zahlen die uns nicht mal mehr den Mindestlohn. Das können wir uns nicht leisten.«

Wie nasse Adler hockten Bassur und Zwerch auf ihren harten Sitzen, brachten kein Wort heraus.

»Seid ihr noch da?« wurde die Stimme am Telefon wieder schärfer. »Das Eine sage ich euch: Taucht der bis morgen früh nicht wieder auf, dann haftet ihr für den Schaden. Denn er hatte gestern mit euch seinen letzten individuellen Termin. Keine Ahnung, was ihr mit ihm gemacht habt, aber offensichtlich ist er deshalb verschwunden und ich schwöre euch: Das wird teuer! Ihr hört von uns.«

Im Hörer tutete höhnisch das Freizeichen. Mechanisch legte Bassur auf. Wortlos half er dem zusammengesackten Zwerch auf die Beine. Arm in Arm schleppten sie sich aus dem Labor.

Im Beirat einigte man sich nach kurzer Diskussion darauf, auch ohne die vorgesehene Demonstration über die weitere Finanzierung der Forschung zur Körperlichkeitsthese zu befinden. Man habe mit den Ereignissen der vergangenen Nacht ausreichend Fakten für eine begründete Entscheidung zur Verfügung.

In den Details gingen die Ansichten dann allerdings auseinander. Einig war man sich noch, dass Viktor den Turing-Test bestanden hatte. Bei Greta musste man die Dinge differenzierter sehen, denn was bedeutete es, dass sie einen von ihresgleichen beeindruckt hatte? Ließ sich das auf Menschen übertragen? Darüber kamen die Teilnehmer auch nach zweistündiger Debatte nicht auf einen Nenner.

Dessen ungeachtet wurde die Anschlussfinanzierung für das Projekt freigegeben. Niemand wollte es verantworten, sollten die Russen den Wettlauf um eine so umwälzende Technologie gewinnen. Zumal niemand einschätzen konnte, wie weit die schon vorn lagen.

Kapitel 2

Eine Sommerfrische am Ende des Winters

Neunzehn Liter in vierundzwanzig Stunden, Ulrich nickte zufrieden. Im braunen Trainingsanzug stand er auf der Terrasse und sah auf die Skala seines Regennessers, der vom dichten Kraut der Jungfer im Grünen nahezu verschluckt wurde. Neunzehn Liter, fast zwei Eimer Regen hatten sich seit gestern früh auf jeden Quadratmeter des Gartens ergossen. Das war ansehnlich. Gut für den Wald, gut für den Garten, gut sogar für die Apfelbäume, obwohl ringsum weiß-rosa Blütenblätter auf dem Boden lagen. Denn immer noch strahlten an den alten Hochstämmen unzählige Blüten wie frisch gewaschen in der Morgensonne. Die Luft war klar und kalt. Fröstelnd hob Ulrich den durchsichtigen Plastikbehälter aus der Halterung, kippte das Wasser zwischen die Blätter der Herbstzeitlosen und hängte den leeren Becher wieder in sein Gestell zurück.

Durch das nasse Gras ging er zur Wildkamera am oberen Zaun. Er klappte das Gehäuse auf und bückte sich, um nachzusehen, was ihm in die Falle gegangen war. Dreimal hatte der Kater die Kamera ausgelöst und zweimal ein Dachs. Eine schöne Ausbeute, wenn auch kein Wolf. Auf seiner eigenen Spur ging er zurück, zur zweiten Kamera, die den Hauseingang im Blick hatte. Außer vom Kater, der sich auch vor der Haustür einige Zeit getummelt hatte, und dem Fuchs, der, wie jeden Abend, zum Kompost geschlichen war, fand sich nichts im Speicher. Der Standort lohnte sich nicht, er würde die Kamera wieder nach dem Walde zu aufhängen. Aber das hatte Zeit bis nach dem Frühstück. Bis dahin würde ja wohl kaum ein Wolf hier vorüberstreifen. Schon gar nicht das ganze Rudel der Gegend. Er ging ins Haus.

»Neunzehn Liter und ein Dachs«, informierte er Irmchen, als er in die Küche trat. Sorgfältig trug er seine Beobachtungen in einen kleinen Kalender ein, der auf dem Fensterbrett bereitlag.

»Neunzehn Liter, das ist gut! Die Pflanzen werden sich freuen«, meinte Irmchen, während sie die Marmeladen auf den Tisch stellte. »Du solltest mal in deinen Kalendern nachgucken, ob wir in den letzten Jahren schon mal so einen trockenen April hatten.«

»Na, oft jedenfalls nicht.«

Mehr gab es nicht zu sagen. Ulrich drückte die Fernbedienung des Radios, *Radio Remember* erschien auf dem Display. Rasselnd warf der Toaster die gebräunten Brotscheiben aus. Ulrich und Irmchen langten zu. Es gab warmen Toast mit Honig. Im Radio sangen die Animals vom House of the Rising Sun, und der Klang ihrer Jugend trug die beiden Alten zu denen hin, die sie einmal gewesen waren. Und immer noch gerieten sie ins Träumen. Aber das endete, sobald das Lied verklang.

»Da muss ich ja drüben bei Rieke und Luca auf der Terrasse gar nicht gießen, nur die Töpfe im Haus«, nahm Irmchen das Gespräch wieder auf.

»Hm!« machte Ulrich, mit den Gedanken woanders. Das ging ihn nichts an; das war Irmchens Aufgabe, sich um Riekes Blumen zu kümmern.

»Ich kann ja nochmal nachsehen«, sagte Irmchen wie zu sich selbst.

Zerstreut sahen beide dem Kater zu, der hereingekommen war.

»Ja, so mache ich das«, sinnierte sie weiter.

Der Kater sprang auf sein Kissen und bereitete sich umständlich den Schlafplatz, bevor er sich einrollte, um den Vormittag zu verschlafen.

»Wollen die beiden denn demnächst herkommen?« fragte Ulrich mit der Kaffeekanne in der Hand.

»Welche beiden?«

»Na, Rieke und Luca!«

»Weiß ich nicht.«

»Ach so, ich dachte nur ...« Genau dosiert gab er Milch in seinen Kaffee.

»Nee! Nicht, dass ich wüsste.«

Ulrich erwiderte nichts mehr. Im Radio kamen jetzt Nachrichten.

»Hörst du das?« Ulrich hielt sein Messer nach oben wie ein Ausrufezeichen. »Die haben da eine neue Epidemie!«

»Wer? Wo?«

»Die Inder. Schon ziemlich viele Tote.«

»Aber das ist ja schrecklich!«

»Kein Wunder, bei den Verhältnissen dort.«

»Trotzdem! So was verdient doch keiner!«

Ulrich antwortete nicht. Gedankenverloren kauten sie ihre Brote. Hin und wieder redete Irmchen lautlos mit sich selbst, nur ihre Lippen bewegten sich. Daran war Ulrich gewöhnt und beachtete es nicht weiter.

Trompeten schmetterten. Der Audioinformer klinkte sich in das Programm ein. »Achtung Autofahrer auf der A4, Frankfurt Richtung Dresden« sagte die Stimme amtsmäßig. »An der Abfahrt Siebenlehn liegt ein totes Reh auf der Fahrbahn. Fahren Sie vorsichtig!«

Erneut schmetterten die Trompeten.

Irmchen hatte aufgemerkt.

»Das arme Bambi«, kommentierte sie, »das ist doch furchtbar!«

»Tja, die Welt ist eben kein Ponyhof«, sagte Ulrich, was er immer dazu sagte. Dann stand er vom Stuhl auf und musste einige Sekunden darauf verwenden, sich gerade aufzurichten. »Ich schmeiß mich mal in mein Arbeitszeug.«

»Ja, mach das!« Seine Frau sah zu, wie er, immer noch leicht nach vorn gebeugt, zur Küchentür stakste.

Das Telefon läutete.

»Ich gehe ran!« rief sie, als sie sah, dass er stockte.

Minuten später erschien Ulrich in Arbeitshemd und verwaschener Latzhose wieder in der Küche und wollte wissen, wer angerufen hatte.

»Es war Oliver«, klärte Irmchen ihn auf, während sie das Geschirr in den Spüler räumte. »Er und Julia kommen nächstes Wochenende her. Chrissi kommt auch mit. Ich geh dann gleich rüber und lüfte.«

»Wie lange wollen sie bleiben?«

»Hat er nicht gesagt.«

»Na gut, ich mach dann mal los.«

»Ist gut!« meinte Irmchen noch, dann war sie allein in der Küche.

Ulrich stapfte diagonal über den Hof zum alten Pferdestall, wo er die Kamera vom Pfosten löste, die drei Nächte lang nichts Spannendes erfasst hatte. Auf demselben Weg lief er zurück zur Straße, um das Wohnhaus herum, über die Terrasse zum Ende des Grundstücks. Er schlang den Befestigungsgurt einige Male um den Stamm einer dünnen Kiefer, richtete das Objektiv der Kamera längs die Straße hinunter in Richtung Waldrand und knotete alles fest. Er hatte die Kameras vor kurzem gekauft, weil er herausfinden wollte, welche Tiere nachts in der Nähe des Hofes herumstrichen. Heimlich hoffte er darauf, einen Wolf zu erwischen. Eine zwiespältige Hoffnung, denn er vermutete, es wäre besser, wenn er ausdrücklich niemals einen Wolf in der Nähe des Vorwerks beobachtete. Man wusste ja nie, wie die Städter reagieren würden, wenn er ihnen sagen müsste, der Wolf streife durch Viertannen. Noch konnte er sie beruhigen: Er hatte noch nie einen Wolf gesehen und seine Apparate hatten noch keinen fotografiert.

Er rüttelte an dem Plastikgehäuse, zog den Befestigungsgurt nach, kontrollierte zur Sicherheit noch einmal die Ausrichtung der Kamera, dann schaltete er sie wieder ein. Dabei geriet ihm die Sandgrube in den Blick und er beschloss, hinüber zu gehen

und nachzusehen, ob dort alles in Ordnung war. Es gehörte zu seinen Obliegenheiten, alle denkbaren Gefahrenquellen auf dem Gelände zu beseitigen. Zur Sicherheit der Kinder. Die allerdings ausschließlich als Besucher nach Viertannen kamen. Auf Dauer lebten keine Kinder im Vorwerk

Das Vorwerk Viertannen in seiner jetzigen Gestalt stammte aus der Mitte des 19. Jahrhundert. Es war damals erneuert worden, um die Flur Viertannen zu bewirtschaften. Am Ende der neun-zehn-siebziger Jahre wurde es wieder aufgegeben und sich selbst überlassen. Mitte der neunziger Jahre standen noch das Hauptgebäude, der Pferdestall mit Tenne und Heuboden, der ehemalige Schweinestall mit dem Altenteil darüber und zwei Häuslerkaten. Eine dritte war zu einem von Brennesseln überwucherten Schutthaufen zusammengefallen.

Von der Kreisstraße gelangte man über eine löchrige Schotterstraße dahin, vorbei an einer aufgelassenen Sandgrube, die hinter Birken und Fichten kaum noch zu erkennen war. Kurz vor der Siedlung ragte mannshoch ein rötlicher Steinbuckel aus dem Boden, den alle nur

den Findling nannten, weil er so glatt geschliffen war. Zwischen den Häusern das Unkraut hüfthoch, hier und da junge Birken. Birken sogar in den Dachrinnen, soweit die noch vorhanden waren. Hinter den Katen begann der Staatsforst mit altem Mischwald. Das Land auf der anderen Seite, jenseits der Sandgrube, gehörte einem Agrarbetrieb, der darauf abwechselnd Raps und Mais anbaute. Ulrich erinnerte sich nicht, auf den Feldern je etwas anderes gesehen zu haben.

Im Winter hatte es hier nur Schnee, Matsch und kahle Trostlosigkeit gegeben, Krähen und magere Füchse, dazu ein kleines Rudel Rehe

von drei oder vier Tieren. Im Sommer hatten sich Eidechsen auf den Steinen gesonnt, selten ein Feuersalamander oder eine

Ringelnatter, der Pirol sang und die Heckenbraunelle, die Mücken tanzten. Hierher kam niemand, selbst Wanderer nur, wenn sie sich verlaufen hatten.

Ende der 90er Jahre hielt ein Zahnarzt die Schotterstraße für einen Wanderweg und landete unversehens beim Vorwerk. Das Fleckchen gefiel ihm. Gefiel ihm sehr. Er sah hier etwas, was die Leute aus dem Dorf nicht sahen. Zusammen mit Freunden oder Investoren, so ganz kam Ulrich nie dahinter, kaufte er zwei Jahre später das Vorwerk einschließlich Sandgrube und zwei Hektar Brachland. Seitdem wurde gebaut. Der Platz wurde Rückzugsort und Sommerfrische für Leute aus der Stadt.

Vom Boden der Sandgrube aus suchte Ulrich die Wände ab, ob sich irgendwo ein Risiko abzeichnete. Mit den Jahren hatte sich sein

Blick für alles geschärft, was spielenden Kinder gefährlich werden konnte, von angebrochenen Ästen bis zu unterspülten Grubenrändern. Systematisch ging er die gesamte Grube ab. Hier und da entfernte er tief hängende Zweige, an denen man sich die Augen verletzen konnte. Dasselbe wiederholte sich am oberen Rand der Grube. Hier achtete

er auf Stolperfallen wie alte Baumstümpfe oder versteckte Wurzeln. Gegenüber vom Eingang rankten Brombeeren über den Trampelpfad da oben. Die merkte er sich, die mussten zurückgeschnitten werden, bevor die Kinder kamen.

Vorerst führte sein Weg zum Lavendelhaus. So nannten alle hier die Kate von Oliver und Julia, wegen der spektakulär blühenden Lavendelbüsche, die den Rasen unterhalb der Terrasse säumten. Die Büsche wuchsen fast einen Meter hoch und würzten im Sommer, wenn sie blühten, die Luft über dem Vorwerk. Im Geräteschuppen aktivierte er den Rasenpfleger der

zweiten Generation, der sich schnurrend zum Lavendelhaus in Bewegung setzte. In aller Ruhe folgte Ulrich der Maschine und schaltete mit einem Schlüssel aus seinem dicken Schlüsselbund die Schnellladestation neben dem Aufgang zur Terrasse ein. Bis zum Nachmittag würde der Automat Olivers Wiese in einen perfekt gestutzten Rasen verwandeln. Oliver würde es mögen, so etepetete, wie der war.

Ulrich beschirmte die Augen mit der Hand und spähte zum Dach-first hinauf, ob die Platte noch hing, die den Vögeln den Zugang zum Nistplatz versperrte. Vor einem Jahr hatten Spatzen auf der Terrasse gelegen, tote nackte Spatzen, die aus dem Nest gefallen waren, und zerbrochene Eier. Julia hatte beides gleichermaßen eklig gefunden

und von ihm verlangt, das Nest zu beseitigen. Als er auf die Leiter gestiegen war und nachsah, hatten drei Eier in dem Nest gelegen. Er hatte sich geweigert, das Nest auszuräumen, und sie waren darüber

in Streit geraten. Julia hatte ihm das wochenlang nachgetragen. Er erinnerte sich lebhaft daran, wie sie gekeift hatte, dieses verkackte Federvieh mache ihre Terrasse unbenutzbar. Es sei unerträglich. Das hatte sich erst gelegt, als er nach der Brutzeit das kleine Brett dort oben angenagelt hatte. Er blinzelte gegen den hellen Himmel. Die Platte war noch da. Für die neue Saison war vorgesorgt, die Sperlinge mussten sich eine andere Wohnung suchen. Gegenüber Julia hegte Ulrich seither eine gewisse Zurückhaltung. Blieb noch der Brunnen. Im Sommer hatte Oliver den Wasserspeier in die kleine Mauer am Ende der Terrasse eingesetzt. Seitdem spie der Narrenkopf aus Terrakotta unverdrossen einen dünnen Strahl in das Steinbecken davor. Über den Winter hatten sie ihn zum Schutz vor Frost trocken gelegt. Vor drei Wochen hatte Ulrich den Frostschutz abgebaut und den Brunnen in Betrieb genommen. Oliver wollte das so, damit die Vögel an trockenen Tagen daraus trinken und baden konnten.

Ulrich schaltete die Pumpe aus und das Plätschern erstarb. Auf der Rückseite der Mauer zog er den Wasserfilter aus dem Revisionsschacht und spülte ihn mit dem Gartenschlauch gründlich ab. Als er die Pumpe wieder einschaltete, schien es ihm, dass das Plätschern etwas munterer geworden war. Zum Schluss rüttelte er noch prüfend an den oberen Steinen der Mauer, aber alles saß fest. Damit war sein Teil erledigt: Die Mendels konnten kommen.

Ulrich setzte sich neben dem Brunnen auf die Mauer und schaute dem Automaten zu, wie der unermüdlich seiner Arbeit nachging. Das wäre nicht nötig gewesen, er hätte ihn bequem von seinem Wohnzimmer aus überwachen können, sein UC zeigte alle Daten zu Zustand und Leistung des Rasenpflegers auf dem Display, aber Ulrich wollte das frisch gemähte Gras riechen und den Vögeln zusehen, wie sie in der Spur des Mähers die Wiese nach Würmern absuchten. Überhaupt war er kein Freund der neumodischen Vernetzung von allem mit jedem. Irgendwie unheimlich, wie das alles ineinander spielte.

»Fertig?« fragte Irmchen vom anderen Ende der Terrasse. In der Linken hielt sie die Hausschlüssel, in der Rechten den Korb mit ihren Utensilien für die Topfpflanzen: Sprühflasche, Tuch, Gießkanne, Düngestäbchen, Gelbtafeln; solche Sachen. Heute außerdem noch Duftkartuschen für die gute Luft in Bad und Toilette. Das nahm sie schon sehr genau.

»Ja, fertig.«

Er stand auf und zusammen gingen sie nach vorn zum Eingang.

Vor der Haustür gab er kund, er wolle gleich noch »über gehen« und meinte zur zweiten Kate, gute zwanzig Meter weiter die Straße hinunter. Irmchen nickte; sie käme nach, sobald sie hier fertig sei.

»Also: Bis gleich!« Sie verschwand im Haus.

Im Häuschen der Moranos gab es nur eine großzügige Wohnküche

mit Speisekammer, ein Schlafzimmer und ein winziges Bad. Über eine steile Stiege erreichte man zwei winzige Stuben unter dem Dach, Schlafplätze für Notfälle. Die Beiden hatten keine Kinder und auch keine mehr geplant. Deshalb hatten sie von vornherein auf ein drittes Zimmer verzichtet. Der Platz war dem Hauptraum zugutegekommen. An den Tisch in der Mitte passten ohne weiteres zwölf Stühle mit Armlehnen. Bei schlechtem Wetter befand sich hier das gesellige Zentrum des Vorwerks. Lucas Vorfahren waren vor knapp hundert Jahren aus Süditalien eingewandert, wo die weitläufige Familie heute noch lebte. Er und Rieke liebten die Rolle der Gastgeber, und alle anderen saßen gern bei ihnen um den großen Tisch. Hier tauschten sie sich aus und hier wurde gefeiert.

Im Zimmer roch es abgestanden wie schales Bier, es wurde Zeit, dass wieder Luft und Leben in die Hütte kam. Er öffnete beide Flügel der Tür zum Garten und kippte an der anderen Wand das Fenster an. Eine taumelige Fliege, die im Haus überwintert hatte, versuchte, durch die Scheibe zu entkommen. Nach kurzem Überlegen griff Ulrich zu einer herumliegenden Zeitung und klatschte gegen die Scheiben. Die Fliege entkam und schwirrte zur Deckenlampe oder zur offenen Tür oder in irgendeine Ritze. War nicht mehr zu sehen. Auch gut! Er legte die Zeitung wieder zurück. Durch eine schmale Tür gelangte er in die Speisekammer und schaltete im Sicherungskasten den Strom wieder ein. Die Lampe in der Kammer beleuchtete die Regalbretter mit den Einweckgläsern. Rieke war die Einzige im Vorwerk, die diese Art Vorratshaltung betrieb. Anfangs hatten die anderen sie noch gefragt, weshalb sie ihre Ernte nicht einfrore, es gäbe doch eine segensreiche Erfindung namens Tiefkühltruhe. Rieke hatte große Augen gemacht und gemeint, die verbrauche doch aber Strom und das käme für sie nicht in Frage. Also standen da Gläser mit Süßkirschen neben Apfelmus und Rhabarberkompott. Alles aus eigener Ernte, wie Rieke gern einflocht. Ulrich löschte das Licht

in der Kammer und ging durch die Wohnküche hinaus in den Garten. Eine Terrasse mit Steinplatten oder Holzbohlen gab es hier nicht; im Sommer wurde ein Streifen Wiese kurz gehalten, das war alles. Italienische Gartenmöbel unter einem hölzernen Schauer an der Grundstücksgrenze verrieten, dass die Bewohner es sich an warmen Tagen hier draußen gemütlich machten. Jenseits dieses Streifens begann die Wildnis. Gräser und Kräuter reichten schon bis zu den Knien und erschwerten das Gehen. Er bahnte sich einen Weg in den hinteren Teil des Gartens, wo am Rande der Streuobstwiese das Gartenhaus stand. Der *Pancom Mood*-Modulator war zu überprüfen, der in dem kleinen Holzhaus das Panoramafenster ersetzte. Das Gerät war eine brandneue Erfindung und nervte hin und wieder mit seinen Kinderkrankheiten. Wenn die Moranos ankamen, sollte es stabil laufen, denn es war ein wichtiges Element der Mood Control; einer Art Sauna für den Geist, wenn er Luca richtig verstanden hatte. An diesem Morgen zeigte das Display Bilder von der Außenkamera. Man sah, was man gesehen hätte, wäre an selber Stelle ein Fenster in der Wand. Der *Pancom* bewertete die Szenerie des Gartens offensichtlich als den Optimismus fördernd. Ulrich konnte ihm da nur beipflichten. Blühende Apfelzweige schäumten Rosa ins Weiß, zarte Grashalme wiegten sich im Wind. Ulrich hörte sie nicht, aber er wusste, dass im Hintergrund leise Musik und Vogelzwitschern lief. Regnerische oder trübe Tage wurden nicht so günstig bewertet, das Display lieferte in diesen Fällen aufbauende Bilder aus anderen Weltgegenden. Luca hatte ihm versichert, das virtuelle Fenster helfe prima, tagelangen Dauerregen durchzustehen, ohne schwermütig zu werden. Ulrich wusste nicht recht, was er davon halten sollte, manchmal kamen ihm die Städter ziemlich verrückt vor. Aber das ging ihn ja letzten Endes nichts an. Er wartete fünf Minuten ab, ob irgendetwas nicht funktionierte, aber der Modulator arbeitete tadellos. Nicht nötig, den Störungsdienst zu rufen.

Auf dem Rückweg zum Haus beschloss er, heute noch die Wege im Garten frei zu schneiden. Als er näher kam, empfingen ihn die Klänge von Radio Remember: Die Fenster standen offen, Irmchen putzte schon im Haus.

Vorn am Eingang zum Gehöft hupte das Postauto. Ulrich legte einen Schritt zu, da spürte er es wieder: Das rechte Knie machte Probleme. Seit einiger Zeit meldete es sich jeden Tag mindestens einmal. Dann fühlte es sich an, als riebe Sand auf Glas, das sich oft genug zu einem stechenden Schmerz steigerte und ihm die Tränen in die Augen trieb. Der blieb diesmal aus, aber es knirschte bedrohlich. So hatte es in dem anderen Knie auch geknirscht – vor der Operation. Aber seither: Ruhe! Das neue Knie arbeitete tadellos und vor allem schmerzfrei, da konnte man nicht meckern. Das Bein taugte wieder zur Arbeit wie früher. ... Irgendwann würde es wohl auch rechts auf ein Ersatzgelenk hinauslaufen.

Die Postfrau kletterte aus dem Lieferwagen. Ulrich winkte ihr zu und schritt rascher aus. Zog allerdings, um es zu schonen, das rechte Bein etwas nach. Als er am Postauto stand, waren die Schmerzen verfliegen.

»Guten Tag!« Sie lächelte ihn an.

»Tach! Na, wie geht's? Lange nicht gesehen.« Er parkte die Hände im Latz seiner Hose.

»Sie bestellen zu wenig im Internet. Sonst käme ich öfter hier raus.« Sie hielt ihm drei, vier Briefe hin. Die verwahrte er fürs erste in der Tasche vorn am Latz. Derweil schob sie die Tür zum Laderaum auf. »Aber jetzt kommen ja bald die anderen wieder her, dann gibt es auch wieder mehr Post.« Sie beugte sich nach vorn, in den Laderaum. »Es geht schon los«, richtete sie sich wieder auf. »Hier: Für Oliver Mendel.« Ein Päckchen, halb so groß wie ein Schuhkarton.

»Ja, nehme ich«, sagte Ulrich, »die kommen am Wochenende.«
Und dann: »Zeit für einen Kaffee?«

Ihre Mundwinkel gingen lächelnd auseinander und ihre Wangen rundeten sich.

»Wie früher? Zu Omas Zeiten?« fragte sie und spielte darauf an, wie er als Kind mit seiner Großmutter die Post im Dorf ausgetragen hatte und man sie beide oft ins Haus einlud, wenn sie ein Paket brachten. Vor Monaten hatte Ulrich ihr davon erzählt.

»Na gut, warum nicht, wenn es keine Umstände macht.« Die Frau schlug die Autotür zu und sah ihn an.

»Macht keine Umstände, ich koche sowieso einen.« Er ging voran.

Sie setzte sich an den Küchentisch und verfolgte, wie er mit seinen Gerätschaften klapperte, drei Tassen auf den Tisch stellte, Milch und Zucker, noch einmal aufstand, um die Löffel aus dem Schub zu holen. Dann hörte man nur noch die Kaffeemaschine gurgeln.

»Nett habt ihr es hier«, sagte sie verbindlich in seine Nervosität hinein.

»Ich bin Ulrich«, platzte er heraus und streckte ihr die Hand hin.

»Oh, und ich heiße Margarete, die meisten sagen Grete«, nahm sie seine Hand. »Freut mich sehr!«

Die Tür sprang auf, Irmchen trat herein. Erfreut begrüßte sie die Besucherin, auch wenn die nur kurz bleiben konnte, wie sie mehrfach betonte. Warum er keine Kekse angeboten hätte, schimpfte Irmchen scherzhaft und korrigierte kurzerhand Ulrichs Versäumnis. Die Frauen plauderten miteinander als kennten sie sich schon jahrelang. Es stellte sich heraus, dass Grete allein lebte, keine Kinder hatte und in einem der Nachbardörfer wohnte. Und sie war Postbotin aus Leidenschaft. Das war auch der Grund, weshalb der Kaffee so rasch ausgetrunken

war, denn sie mochte auf keinen Fall ihre Pflicht vernachlässigen. Man würde Gelegenheit finden, einmal ausführlicher miteinander

zu schwatzen, da waren sich die Frauen einig und Ulrich sah es ebenso.

»Ein netter Mensch!« meinte Irmchen, als sie wieder allein waren.

»Finde ich auch.«

»Gib zu, sie gefällt dir, weil sie die Haare kurz trägt!«

»Stimmt«, gestand er. Die fröhlichen Pausbacken erwähnte er nicht.

Kapitel 3

Erste Schatten. Ein delikater Auftrag

Nirgends im Lande wurden Gerüchte so gepflegt und genährt wie im Turm, dem Sitz der Hohen Kommission. Die meisten drehten sich um die Frage, wer wem einen Karriereschritt ermöglicht oder vermasselt hatte, wer wem vorgezogen worden war oder wer sich mittels eines schmiegsamen Rückgrates diesen oder jenen Vorteil verschafft hatte. Die Hauptabteilung *Bevölkerung und Raumordnung* bildete da keine Ausnahme. Besonders genüsslich wurde am Kaffeeautomaten auf

dem Gang über das Verhältnis des Chefs zu seiner Assistentin mit dem klingenden Namen Melody Todt spekuliert. Seit Jahren nahmen die zwei mittags in der Kantine ihre Mahlzeit etwas abseits von den anderen ein und sprachen sehr vertraut miteinander, soweit man

das von den Nebentischen aus beurteilen konnte. Niemand wusste Genaueres, was die Spekulationen aber eher befeuerte, statt sie leer laufen zu lassen. Überflüssig zu sagen, dass es vor allem eine gewisse Sorte von Männern im mittleren Alter war, die den Topf am Kochen hielten. Oliver Mendel, Stellvertretender Leiter der Unterabteilung *Wohngemeinschaften und Betreutes Wohnen*, hielt sich von obszönem Klatsch wie diesem fern. Was die beiden verband, betraf ihn nicht, ging ihn nichts an. Also war es ihm egal, wie vieles andere hier auch. Hier im Turm, fand er, neigte man ohnehin zu unguter Aufgeregtheit. Meist war die Angelegenheit den Erregungs-Tsunami nicht wert, den sie hervorrief. Die Wellen kamen und gingen, und wenn sie verebhten, befanden sich alle Steine des Turms noch genau dort, wo sie schon immer gewesen waren. Soviel schien ihm sicher: Es lohnte sich nicht, in diesen Dingen zu eifern. Ohne Neid sah er zu, wie Jüngere an ihm vorbei

in höhere Positionen aufstiegen. Seine ehrgeizige Phase, sollte er je eine gehabt haben, da war er sich selbst keineswegs sicher, seine ehrgeizige Phase also lag hinter ihm, das machte ihn sympathisch. Die Karrieristen mochten ihn, weil er nicht mit ihnen konkurrierte, die sprichwörtlichen Beamtenseelen mochten ihn, weil er kein Karrierist war und der Mann vom Sicherheitsdienst mochte ihn, weil er so nett grüßte. Er hatte seinen Platz im Gefüge des Turms gefunden. Hier kannte er sich aus, hier war er anerkannt, mehr hatte er nie gewollt. Auf seinem Schreibtisch standen ein Foto von seiner Frau und eines von seiner Tochter, die in diesem Jahr ihr Abitur machen würde. So stand ihm stets vor Augen, worauf es ankam, nämlich Korrektheit, nach seinem Verständnis die kardinale Tugend jeder Verwaltung. Er beugte sich gerade über einen Gesetzestext, als das Telefon läutete. Im Display stand *Melody*. Er solle, wenn möglich sofort, zum Chef kommen, sagte sie mit ihrer seidigen Telefonstimme. Oliver legte einen Zettel zwischen die Seiten, klappte das Buch zu, bewaffnete sich mit UC und Arbeitskladde und fuhr mit dem Lift vier Etagen nach oben.

Dr. Metzsig nahm ihn im Vorzimmer in Empfang.

»Kommen Sie herein!« Er öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer und zeigte auf einen Platz am Besprechungstisch.

»Sie haben noch Ihre Kontakte in den Keller?« begann er jovial und fuhr, da Mendel nicht widersprach, fort: »Dann können Sie mir helfen. Folgendes: Irgendetwas ist im Schwange. Ich weiß nicht was, aber es tut sich etwas! Und zwar ganz oben ... Man ist unruhig ... Nach dem letzten Meeting der Abteilungsleiter wurde der Trurler gebeten, noch zu bleiben. Das kommt immer nur vor, wenn sich etwas abzeichnet. Nun wüsste ich gern, was das ist; und ob es uns betrifft; und wenn ja, will ich vorbereitet sein. Verstehen Sie?!«

»Ich kann mich ja mal umhören.« Eine klare dienstliche Anweisung wäre ehrlicher gewesen, als dieser verdeckte Appell an seinen guten Willen. Und doch, zum Teufel, war er wieder darauf

hereingefallen, ärgerte er sich. Wenig begeistert sah Oliver Mendel seinen Chef an.

Dessen Zeigefinger klopfte nervös auf der Tischplatte herum.

»Die von *Arbeit und Soziales* hat auch etwas gewittert und ich will mich – offen gesagt – nicht wieder hinten anstellen. Wir sind eine Struktureinheit aus kompetente Fachleuten und sehr wohl in der Lage, in einer Task-Force die Federführung zu übernehmen.«

In einem plötzlichen Entschluss legte der Chef beide Hände flach auf den Tisch und fügte nach vorn gebeugt und mit Blick auf Mendels aufgeschlagenes Arbeitsjournal hinzu: „Das muss natürlich erst einmal unter uns bleiben. Vielleicht ist ja auch nichts dran. Aber

selbst wenn da etwas auf uns zukommt, müssen wir ja nicht vor der Zeit schlafende Hunde wecken, nicht wahr.“

Genau so sehe er das auch, Mendel klappte seine Kladde zu, ohne etwas notiert zu haben, und er werde sich kümmern.

Noch auf dem Weg zurück in sein Büro fragte er via UC bei Nando an, ob sie sich treffen könnten. Nando war sein Kontakt in den Keller des Turms. Er arbeitete als Analytiker im *Trurl-Zentrum für Deep Computing*, das die zwei oberen Kellergeschosse belegte. Darunter befand sich nur noch der dritte Keller mit der Energiezentrale und

der Haustechnik. Der Name Trurl-Zentrum leitete sich her von einem polnischen Pionier der Robotik im 20. Jahrhundert. Dessen Theorien hatte zu seinen Lebzeiten niemand ernst genommen und er selbst war von seinen Zeitgenossen als Phantast abgetan worden. Dazu mochte beigetragen haben, dass er seinen Vornamen nie preisgegeben hatte. Stattdessen steif von sich behauptete, er wäre ein Roboter. Auf Fachtagungen hatte er über Jahre nichts geerntet als Schulterzucken und mitleidige Duldung. Dieser Trurl wäre vergessen worden, hätte nicht ein Schriftsteller, Pole wie er, sich der Geschichten über den Mann angenommen und sie in seinen Büchern festgehalten. Und obgleich der Schrei-

berling dabei maßlos übertrieben hatte, wie sich herausstellte, führten diese kruden Geschichten zur Wiederentdeckung eines Genies. Inzwischen galt Trurl als hochfliegender Visionär und Wegbereiter der modernen KI und sein Werk gehörte zum Lehrstoff der Abiturstufe. Aus der Schule kannte auch Oliver Mendel den Namen Trurl. Von daher rührte sein Respekt vor allem, was man damit verband.

Das Trurl-Zentrum gehörte zur Hauptabteilung *Modellierung und Prognostik* und galt als verschwiegenste und einflussreichste Struktur-einheit des gesamten Turms. Es war der wichtigste Think-Tank des Landes. Niemand anders wirkte vergleichbar tief in die Planungen der Hohen Kommission hinein. Besonders in Krisenzeiten bestimmten die Vorhersagen und Empfehlungen des Trurl-Zentrums das Handeln der Mächtigen. Das Herzstück des Zentrums, ein selbstlernender Supercomputer mit der Bezeichnung *Deep Mind 8*, nahm das gesamte zweite Kellergeschoss in Anspruch. Hier wüssten sie schon von gesundheitlichen Problemen der Flöhe noch bevor sie einen Husten hörten, hieß es im Volksmund. Andere behaupteten, sie könnten aus dem Husten eines einzigen Flohs eine Erkältungswelle vorhersagen.

Oliver Mendel vermied es, sich jemals zum prognostischen Wert eines Flöheustens zu äußern, ahnte er doch, wie er zugab, den Unterschied zwischen beiden Positionen, begriff ihn aber nicht. Derartige Feinheiten waren nicht sein Metier. Dagegen wusste er genau, dass Nando ein exzellenter Denker war, der obendrein dicht am Born der Weisheit saß, was ihn zu einer guten Quelle machte, wenn man erfahren wollte, ob etwas in der Luft lag oder nicht.

Auf dem Gang zu seinem Büro vibrierte der UC. Mendel rollte ihn auf und las: *Sofort oder morgen Mittag. TZ-Kantine. Nando.* Entschlossen machte er kehrt und eilte zurück zum Fahrstuhl, um ins Erdgeschoss zu fahren.

Die Kantine der Trurler war im Turm legendär. Den Nerds vom Zentrum gefiel sie, die Leute aus der Verwaltung dagegen mieden sie. Zu experimentell, fanden die, nur etwas für bunte Vögel. Außerdem, erzählte man sich im Turm, wisse man in dieser Kantine nie, ob man ein Steak von einem natürlichen Schwein auf dem Teller hatte oder eines aus dem Syntheseofen. In dieser Kantine gelte ein falscher Falscher Hase als Spezialität des Hauses, den Food-Designern sei Dank. Die hätten es geschafft, dass die synthetisierten Lebensmittel nicht nur schmeckten wie die natürlichen, sondern auch genauso aussähen.

Den Paradiesvögeln aus dem Keller wäre das egal, erzählten die, die dort gewesen waren, die redeten sich in der Kantine weiter die Köpfe heiß oder brüteten stumm über irgendwelchen Problemen, die kein normaler Mensch begriff; stopften achtlos alles in sich hinein, was auf den Tellern dampfte.

Überrascht blieb Mendel in der Tür stehen. Fenster gab es hier nicht mehr, dafür wurde jeder Quadratzentimeter als Projektionsfläche für irgendwelche Darstellungen genutzt. Es flimmerte wie in einem alten irischen Pub, dessen Wände mit Bildschirmen gespickt waren. Aber im Pub war überall dasselbe Programm gelaufen. Hier liefen zwanzig, dreißig verschiedene Programme gleichzeitig. Bilder von Nachrichten, Dokumentarfilmen, Interviews, Sportberichten, sogar Spielfilmen flatterten zusammenhanglos über riesige Flächen. Alles ohne Ton. In kaltem Kontrast dazu die Tische, Stühle, der Fußboden, das Geschirr aus weißem Plastik und Edelstahl, deren glänzende Oberflächen die Bilder zu allem Überfluss auch noch vervielfachten. Information Overload stammelte Mendels Gehirn. Hin und wieder glaubte er eine Spielfilmszene zu erkennen, aber sofort schwappte die flackernde Bilderflut wieder darüber hinweg und verhinderte jeden bleibenden Eindruck. Mendel, der Normalmensch, kam damit nicht zurecht, gestand er sich ein. Es war ein Gefühl des Ersaufens. Die Trurler steckten das offenbar ohne weiteres weg.

Sie redeten oder grübelten unbeeindruckt, wie er das von ihnen kannte. Die mussten gechipt sein, anders war das nicht zu erklären. Er, Mendel, jedenfalls, war überfordert. Aber nicht nur deshalb zögerte er, die Tür zu durchschreiten. Er wusste, sein Besuch hier unten war unerwünscht. Nicht direkt verboten, aber unerwünscht. In den oberen Etagen sah man es nicht gern, wenn Mitarbeiter unterschiedlicher Sicherheitsstufen auch neben der Arbeit Umgang miteinander hatten. Und Mendels Arbeit war lediglich teilweise und nur als *vertraulich* klassifiziert, die der Trurler dagegen durchgehend als *streng geheim*. Diesen Unterschied zu respektieren, war eine Frage der Loyalität gegenüber der Hohen Kommission. Andererseits war da der Auftrag seines Chefs. Mendel schob alles andere beiseite und hielt Ausschau nach seiner Verabredung.

Nando winkte von einem Tisch am hinteren Ende des Saales. Er war allein.

Mendel bemühte sich, auf dem Weg dahin seine Befangenheit zu überspielen. Die lässige Überlegenheit der Trurler schüchterte ihn ein. Doch niemand nahm Notiz von ihm. Dabei war er in seinem beige karierten Sakko und dem dezenten braunen Schlips der Gorilla im Raum. Das kannte er anders. Er war schon einmal hier unten gewesen. Damals, erinnerte er sich, hatte man sich nach ihm umgedreht. Damals hatte es hier aber auch noch Fenster gegeben. Heute schienen die Leute lediglich ihre Stimmen zu senken, wenn er sich näherte, als wüssten sie, dass er als Spion kam und wollten nicht, dass er merkte, dass sie es wussten. Der Chef vermutete wahrscheinlich richtig. Noch war es kaum greifbar, aber es lag etwas in der Luft.

»Hallo!« seufzte er fast, endlich angekommen, und setzte sich.

»Hallo!« Zerstreut blickte Nando kurz auf und glitt wieder zurück in seine Gedanken.

Mendel wartete. Erleichtert stellte er fest, dass sie in einer Nische saßen. Die meisten Projektionen waren von zwei Pfeilern verdeckt.

Lediglich an der Wand hinter ihm lief auf einem Mood-Modulator ein Sonnenuntergang über ruhigem Meer. Offenbar hatte Nando den Platz mit Rücksicht auf ihn ausgewählt.

Der Trurler hob den Kopf und sah ihn an.

»Hast du dich schon mal gefragt, was man aus einem Tarantino-Film lernen kann?« fragte er. Die Frage kam unerwartet, war jedoch anscheinend ernst gemeint.

Mendel kramte in seinem Gedächtnis nach Tarantino-Filmen. Bilder von blutigen Showdowns fielen ihm ein.

»Dass wir alle sterben müssen?!«

»Hm«, war die einzige Reaktion.

»Dass du immer zuerst schießen solltest. Jedenfalls schneller als die anderen«, versuchte er es noch einmal.

Wieder war »Hm.« alles, was er erntete.

»Dass es keine Guten gibt?« suchte er weiter nach der richtigen Antwort und korrigierte sich einen Atemzug später: »Dass das weniger Schlechte das einzige Gute ist?«

»Genau!!« Einverständnis huschte über Nandos Miene.

»Genau!« wiederholte er, »so viel zur Tauglichkeit moralischer Prinzipien: Alles relativ.«

Das sollte wohl heißen, dass Nando sich durchgerungen hatte, die Vorschriften großzügig auszulegen und Mendel auch Antworten zu geben, die diesem, angesichts seiner niedrigen Sicherheitseinstufung, eigentlich nicht zustanden.

»Was willst du wissen?« wurde er direkt.

Nachdem er gehört hatte, was Mendel von ihm wollte, sammelte Nando sich einen Moment als müsste er sich klar werden, wie weit er gehen wollte. Aus einer Tasche seiner weit geschnittenen Hose zog er einen kleinen Lippenstift hervor. Er drehte einen fettig glänzenden rosa Pfropfen heraus und strich sich damit über die Lippen.

»Die Mundwinkel«, sagte er entschuldigend, »reißen immer ein; ziemlich schmerzhaft.«